

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Guecke

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden

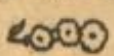
Nummer 47

Sonntag, den 21. Oktober 1917

35. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 21. Okt. (21. Sonntag nach Pfingsten):
Archela; Montag, 22. Okt.: Wendelin; Dienstag,
23. Okt.: Severinus; Mittwoch, 24. Okt.: Ra-
phael; Donnerstag, 25. Okt.: Chrysanth; Freitag,
26. Okt.: Evaristus; Samstag, 27. Okt.: Sabina.



Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 18, 23-35.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der mit seinen Knechten Rechnung halten wollte. Als er zu rechnen anfangte, brachte man ihm einen, der ihm zehntausend Talente schuldig war. Da er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befahl sein Herr, ihn und sein Weib und seine Kinder und alles, was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mitknechte, der ihm hundert Denare schuldig war, und er packte ihn, wirgte ihn und sprach: Bezahle, was du schuldig bist! Da fiel ihm sein Mitknecht zu Füßen, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin und ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Da nun seine Mitknechte sahen, was geschehen war, wurden sie sehr betrübt, und sie gingen hin und erzählten ihrem Herrn alles, was sich zgetragen hatte. Da rief ihn sein Herr zu sich und sprach zu ihm: Du böser Knecht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast, hättest denn nicht auch du meines Mitknechtes dich erbarmen sollen, wie auch ich mich deiner erbarmt habe? Und sein Herr ward zornig und übergab ihn den Weingern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein jeder seinem Bruder, von Herzen verzeiht.

*

Des Pfarrers Feiertag

Ostern! Alles in der Kirche, um die Kirche herum ruft: Melusja, Jesus, der gestern noch im Grabe ruhte, heute in der ersten Frühe hat er sich aus eigener Macht von seinem Todes- schlaf erhoben und als Sieger über den Tod seinen Flug gen Himmel genommen. So begrüßt denn auch der Pfarrer den Ostermorgen als Ab- schluss der Karwoche mit ihrem reichen, mühevollen Gottesdienst, der mit seiner Trauer und seiner ergreifenden Liturgie einen religiösen Menschen immer packt, und als Eingang zur lichtvollen, freudig erregten Osterzeit. Mit allen Glocken läutet über den Pfarrer den Feiertag ein. Vier Glocken hängen im Turm. Die größte davon, die mit ihrem tiefen Bass in weitem Abstand von den anderen steht, ist die Feiertagsglocke. Wenn sie über die Dächer des Dorfes hinweg, bis weit in die Mark hinein, dann wissen die Leute, es ist etwas Besonderes geschehen, oder ein hohes Fest wird gefeiert. Schon gestern Abend, als der Feiertag eingeläutet wurde, scholl die metallene

Stimme vom Turme und kündete den festlichen Tag. Aber in all den Vorbereitungen, die die Leute für Haus und Hof, Küche und Stall trafen, wurde die festliche Stimme überhört. Heute nun, in der Frühe des Ostertages, da sich die Seelen frei gemacht haben von den weltlichen Geschäften, bringt der Feiertagsglockenton tiefer ins Innere und schlägt dort verwandte Saiten an, und dann gibt es einen schönen Akkord, und das Menschen- herz wagt auf in heiliger Freude. An dieser heiligen Freude hat auch der Pfarrer teil, einmal in sich selber, dann aber auch, weil er sieht, wie die ganze Gemeinde, dem Gebote der Kirche folgend, in den Osterfesten, den alten Sauerteig ausgekostet hat und im ungesäuerten Brot der Reinheit und Wahrheit leben will. Gestern Abend noch hat er bis tief in die Nacht hinein an diesem Osterwerk gearbeitet, und der Weichstuhls- ist Zeuge manchen aufrichtigen, ehrlichen Willens- gesetzes, mit Gottes Gnade die geistige Aufer- stehung zu bewirken. Die Frühmesse sieht heute eine ganze Reihe von Gläubigen an der Kommu- nionbank, die mit des Auferstandenen heiligem Fronleichnam genährt, der Bestimmung nach mit Christus Ostern halten wollen.

Der Höhepunkt des heutigen Tages ist die Feier des hl. Messopfers, das Hochamt. In den großen Kirchen mit mehreren Geistlichen sehen heute die Gläubigen ein sog. levitiertes Hochamt, also ein Amt mit drei Priestern. Das ist freilich feierlicher und entspricht mehr den Wünschen der liturgischen Vorschriften. Allein auch auf dem Lande, in den Kirchen mit nur einem Priester, kann ein durchaus würdiger an- sprechender Feiertagsgottesdienst zustande kommen. Und unser Pfarrer hat schon seine Vorbereitun- gen dazu getroffen.

Der Hochaltar prangt im Schmuck der Kerzen und Blumen, soweit die noch ziemlich zurückgebliebene Jahreszeit solche bietet. Man muß es sagen, der Pfarrer versteht es, himm- lich und geschmackvoll den Schmuck anzubringen. Leuchter, Kanontafeln (die drei auf dem Altare stehenden Gebetsstufen), Teppich, alles natürlich erste Garnitur, aus verborgenen Schubladen und Schachteln, in Seidenpapier eingewickelt, hervor- geholt und mit einem Tuch angefaßt und an seinen Platz gestellt. Ja, stolz ist der Pfarrer auf seine Schätze an Silber und Nickel, gerade so stolz wie eine Hausfrau auf ihre Kostbarkeiten. Auch die Pfarrkinder wissen von diesen Schätzen, und sie würden es dem Pfarrer arg verübeln, wenn sie an einem hohen Feiertag ihre alt- gewohnten Silberleuchter und Kanontafeln nicht auf dem Altare sähen. Wissen sie doch, woher diese stammen und daß vor so und soviel Jahren der und der aus der Gemeinde die Stiftung ge- macht und der Pfarrkirche den Silberschatz zum Geschenk gegeben hat. Auch die zwischen den Leuchtern stehenden Reliquienbehälter in kostbarer Fassung sind ihnen der Herkunft nach bekannt. Sie stammen aus dem benachbarten aufgehobenen Kloster, das bei der Auflösung fast alle seine Schätze an die Kirchen der Umgegend hergegeben hat, wie die Leute nach der Überlieferung noch jetzt sagen, bevor die Herren von der Regierung kamen und die Hand darauf legten, um sie hernach zu Schandpreisen an die Juden zu verhandeln. So lebt ein Teil der Geschichte des Klosters in der Pfarrkirche weiter und erinnert die jetzige Gene- ration an die segensreiche Vergangenheit einer alten Kulturstätte.

Aus dem Pfarrhaus hat der Pfarrer die große Monstranz mitgebracht, ein gotisches Prachtwerk aus einer Vergangenheit, die nicht mehr näher festzustellen ist. Aber von weither kommen sie, um die Schönheit und Herrlichkeit

früherer Goldschmiedekunst zu bewundern. Oft kann sie der Pfarrer nicht benutzen, sie ist zu schwer zu handhaben, und bei der Fronleichnam- prozession, wo sie eigentlich recht am Platze wäre, könnte er sie erst recht nicht nehmen, da sie auf dem langen Weg gar zu sehr ermüden würde. So ist sie also nur für die höchsten Festtage in der Kirche vorbehalten als würdiger Thron des ver- borgenem Gottes im heiligsten Sakrament. Un- ten im Gang steht der Himmel, erst gestern vom Pfarrer hervorgeholt und zusammengestellt. Denn jetzt ist wieder die Zeit der sakramentali- schen Umgänge gekommen. Jeden Sonntag bis Christi Himmelfahrt geht die Prozession um die Kirche. So ist es althergekommen Brauch in der Pfarrei. Die vier Himmelsträger werden von der Nachbarschaft gestellt. Die Nachbarschaft ist eine private Vereinigung der Bürger, die laut Statuten den Zweck hat, bei sakramentalen Pro- zessionen den Himmel und die Traglaternen zu tragen und bei Begräbnissen den Sarg, zwei ganz verschiedene Leistungen, aber im Hinblick auf das Ziel, Gott und den Mitmenschen Ehre und Achtung zu erweisen, sehr gut miteinander vereinbar. Zwei Nachbarschaften besitzt das Dorf, eine im Oberdorf und eine im Unterdorf. Jede hat ihren Nachbarmeister, ihre zwei Schöffen und ihre Fahne. Jede feiert auch ihren Nach- bartag an zwei verschiedenen Tagen, die eine am Gallustage, die andere am Margaretenstag. So wars immer gewesen, solange die Leute zurück- denken können. Schon stehen die beiden Fahnen- träger unten in der Kirche und machen sich an den Kästen zu schaffen, die die beiden Fahnen enthalten. Auch die anderen Fahnen werden her- vorgeholt, es ist die Fahne der Sebastianus- bruderschaft, der Junggesellen und des Kirchen- chors. Fadensteich und hier und da durch- löchert sind die beiden ersten Fahnen, aber ehr- würdig durch ihr hohes Alter und geheiligt durch den frommen Gebrauch.

Der Pfarrer läutet zusammen und schon strömt das Volk der Kirche zu. Auch hier gewahrt man den Feiertag. Die verheirateten Mannsleute in ihrem Hochzeitsrock und mit Zylinder, die Frauen in ihrem besten Staat. Leider sind die wenigen Reste einer früheren selbständigen Tracht fast ganz verschwunden. Nur einige alte Frauen tragen sie noch, und wenn diese ins Grab gesunken sind, wird niemand mehr im Dorfe die alte Ueberlebe- rung aufnehmen. Der Pfarrer weiß das, aber er ist machtlos gegen diese Modernisierung der Kleider. Dafür übert er mit mehr Erfolg für die alten guten Traditionen in Bestimmung und Wandel.

Die Sakristeiglocke schrillt, und heraus tritt der Chor der Messungen, zehn an der Zahl. Es gehört keine kleine Arbeit dazu, diese Schar so einzustudieren, daß jeder weiß, wo sein Platz ist, zumal niemand die Aufsicht führt. Der Pfarrer hat sie zwar jeden Tag der Kar- woche „vorgenommen“, aber wenn er am Altare steht, kann er unmöglich die Ministranten beauf- sichtigen. Aber unter den Jungen ist immer der eine oder andere, der ungewollt eine Art Führung hat. Und dem die anderen ganz von selbst Gefolgschaft leisten. Indem winkt ihnen eine Belohnung, wenn sie heute ihre Sache gut machen. Der Pfarrer hat ihnen einen Ausfluß versprochen und will dabei alle Unkosten bestreiten. Um deswillen nehmen sie heute ihre ganze Kraft zusammen, daß „alles klappt“.

Auf der Orgel sind unterdessen ebenfalls Vorbereitungen getroffen für das, was der Kir- chenchor heute leisten will. Heute gibts ein mehr- stimmiges Amt. Gestern Abend war der Chor noch einmal in der Kirche, um durch eine letzte

Probe dem Beweise zu liefern, daß keine Gefahr besteht, daß er „umwirft“. Zur Verstärkung der Stimmen hat der Lehrer Schulkinder hinzugezogen, und so hofft er denn heute in Ehren zu bestehen. Zunächst kommt der Umgang. Dabei singt das Volk die Osterlieder. Ja, das ist doch wieder etwas anderes, als die klavermäßigen Fastenlieder. Alleluja, Alleluja, so heißt es jetzt ein über das andere, und hing und alt singt die freudig bewegte Pöbel mit, und unter dem Ambrosianischen Lobgesang kehrt die Prozession in die Kirche zurück. Die goldne Monstranz thront wieder über dem Tabernakel, die Fahnen hängen breit an den Stangen und bewegen sich leise im Aufzuge, der Küster hat alle Herzen, auch an den Nebenaltären und vor den Bildern der Heiligen angezündet, oben auf der Orgel rascheln die roten Blätter, das Hochamt beginnt.

Resurrexi, singt eine Einzelstimme auf der Orgel, auferstanden bin ich. Es ist der Introitus der Messe, wie sie der Priester am Altare liest, es ist zugleich das Wort für die Größe des Tages, und dann folgt oftmals Alleluja. Diese hellen, kräftigen Kinderstimmen, wie sie das alles so mutig und bestimmt herausbringen, gleich, als ob sie begriffen, was die Worte besagen, daß es die Sprache des großen mächtigen Heilandes ist, der heute über all seine Widersacher triumphiert und im Glanze des Himmels vor seinen Freunden steht und sie über alles erlittene Ungemach tröstet. Und dann folgt das Kyrie, die neunmal wiederholte und im Gesang geschickt ausgesprochene Bitte des Volkes um Gnade und Erbarmen. Der Priester hat schon lange das Staffelsgebet und den Introitus beendet und wartend horcht er auf das, was der Chor und sein Gesang zum verständigen Herzen spricht. Das war schön, das war eine würdige erhebende Einleitung des Gottesdienstes. Das Gloria führt die Feiertagsstimmung weiter. Der Schluß der Epistel bringt die herrliche Ostersequenz Victimae paschali laudes. Es ist das der eigentliche Ostergesang der Festmesse. In hochpoetischer Schilderung wird das Ereignis der Osternacht erzählt und zum Schluß das Erbarmen des siegreichen Heilandkönigs angefleht. Was die Sequenz in poetischer Form gebracht hat, das erzählt uns das folgende Evangelium in den schlichten Worten des Berichterstatters.

Bps.

Der hl. Frumentius,

vom Regententhron zum Bischofsstuhl.

27. Oktober.

O Tiefe des Reichthums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege! (Röm. 11, 33).

Wunderbar und unerforschlich sind die Wege der göttlichen Vorsehung. Das lehrt uns die Geschichte der Völker, das sehen wir im Leben des einzelnen. Wer hätte die Enthronung des russischen Kaisers geahnt, wer die Errichtung des alten polnischen Reiches vernunft? Von einem Land wird die Leuchte des wahren Glaubens weggerückt, in einem andern leuchtet sie bei ganz unscheinbaren Anfängen auf. Wen Gott zu Großem bestimmt hat, den weiß er zu retten aus größter Gefahr, den hütet und hegt er, den führt er seine besonderen Wege. Ein herrliches Beispiel für das Warten der göttlichen Vorsehung bietet uns das Leben des hl. Frumentius.

Sein Geburtsjahr muß am Anfang des vierten Jahrhunderts liegen. Wir hören zuerst von ihm, wie er als Knabe mit seinem Bruder Nedusius seinen Onkel Meropius aus Thrus in Phönizien im Jahre 316 auf einer Handelsreise nach Indien begleitet. Dieser, ein großer Gelehrter und Kaufmann, wollte dort im damaligen Lande der Wunder Schätze an Weisheit und Geld suchen. Während der langen Reise unterrichtete er die Knaben in den Wissenschaften. Auf der Heimreise mußte ihr Schiff in einem äthiopischen Hafen anlegen, um Wasser und Erfrischung zu nehmen. Die eben Krieg führenden Einwohner aber plünderten das Schiff und töteten die Mannschaft. Die beiden Knaben waren gerade ausgezogen und lernten

unter einem mächtigen Baume ihre Aufgaben. Gott gab den weisen Menschen ins Herz, sie wegen ihrer großen Schönheit zu schonen. Man führte sie als Sklaven zum König in die Hauptstadt Aguma. Dieser ließ sie gut erziehen und bilden. Wegen ihrer Geschicklichkeit und Treue vertraute er ihnen verantwortungsvolle Aemter an. Sie standen bei ihm in hoher Gunst, denn sie erfüllten ihre Pflichten treu und gewissenhaft.

Der König starb. Die Regierung für seinen unmündigen Sohn hatte er seiner Gemahlin übergeben und den Brüdern es anheimgestellt, in ihren Aemtern zu bleiben oder die Heimath aufzusuchen. Die Königin aber bat sie dringend, doch zu bleiben. Vor allem Frumentius sollte ihr beistehen in der Regierung, besaß er doch einen klugen, praktischen und festen Geist. Er war es nun auch, der eigentlich regierte, und zwar weise und gerecht. Er vergaß nicht, seinem Volke auch höhere, geistige Güter zu verschaffen, er führte sie dem wahren Glauben, der katholischen Kirche, zu. Und dies folgte ihm so:

Unter den Anhängern in seinem Lande fand er auf seine Erhebung hin auch Christen aus Rom. Freundschaft nahm er sie auf, verfaßte sie mit allem Nötigen und gab ihnen auch Gelegenheit zu gottesdienstlichen Versammlungen. Er wurde sogar ihr Schüler, da er zwar christlich erzogen war, aber in der heidnischen Umgebung vieles verlernt und vergessen hatte. Neuer Eifer erfüllte ihn, ein kindlicher Glaube und innige Liebe zur Kirche besaßte ihn. Es bildeten sich bald kleine Christengemeinden, die sich durch neue Belehrungen rasch vermehrten.

Der königliche Prinz war großjährig geworden und Frumentius somit seines schweren Amtes ledig. Jetzt aber suchte er nicht wie sein Bruder die Heimat auf, er verfolgte höhere Ziele. Dem großen Bischof Athanasius in Alexandrien galt sein erster Besuch. Er erzählte ihm, was Gott in Aethiopien gewirkt, wie das Evangelium dort schon festen Fuß gefaßt habe, und wie die junge Kirche nun eines erleuchteten Bischofs bedürfe. Hocherfreut über die großen Werke der Vorsehung, versammelte Athanasius die Priester seiner Kirche. Auch ihnen sollte Frumentius genaue Bericht erstatten. Er tat es in warmer, eindrucksvoller Rede. Und als er am Schluß voll heiliger Begeisterung wiederum die Bitte aussprach: „Gebt uns, liebe Brüder, einen frommen und klugen Bischof, der die junge Saat pflege, durch apostolische Predigt erweitere und durch die Spendung des heiligen Geistes vollende“ — da erhob sich Athanasius und rief: „Wen können wir finden, auf dem der Geist Gottes mehr ruhte wie auf dir, wer wäre zu diesem hohen Amte tauglicher als du selbst?“

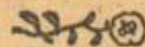
Frumentius wurde zum Bischof geweiht und kehrte mit apostolischer Vollmacht nach Aguma zurück zum Jahr 330. Gottes Vorsehung hatte nun Aethiopien zu seinem Volke gemacht. Mit reichem Segen wirkte er unter ihnen, selbst den König gewann er für die wahre Lehre. Ueber das ganze Land breitete sie sich aus.

Frumentius lebte noch im Jahre 356. Sein Auf war inzwischen bis an den kaiserlichen Hof in Rom gelangt. Seine Kirche blühte. Sie zählte schon mehrere Bischöfe unter ihm, dem Erzbischof von Aguma. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Das ehemals stolze Aguma liegt heute in Trümmern; die damals blühende Kirche fristet heute nur ein kümmerliches Dasein. Seit dem 7. Jahrhundert haben Irrlehrer sie verwüstet. Die Bemühungen der Missionare waren bisher erfolglos. So waltet Gottes Vorsehung.

Gott ist der Herr: er schaut die Welt,
Nach seinem Willen sie steht und fällt.
Er lenkt alles wunderbar.
Kein Sperrling fällt — es fällt kein Haar
Vom Haupte wider seinen Willen:
Er lenkt auch, was geschieht im stillen. (Hermann).

P. B. N.



Neuheres

Trachte, daß dein Neuheres werde
Glänzend und dein Inneres rein;
Gehbe Miene und Gebärde,
Rebes Wort ein Edelstein.
Um zu sein der Herr der Erde,
Eine Wesenheit und Schein!

Weggeleitet zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Erstes Gebot Gottes

Rom Aberglauben III.

Wan Stolz sagt: „Es gibt Leute, denen alles Geisterhafte nur als Aberglauben und Unsinn vorkommt; teils hat man dies in der Schule ihrem Kindeslopf eingestößt, teils hören sie in Gesellschaft, in der so oft von derartigen die Rede ist, es als Dummheiten verlachen. In meinen jüngeren Jahren, da ich noch von dem zehrte, was mir durch Lehrer und Schulbücher beigebracht wurde, und mein eigener Verstand noch schwachlich an den beigebrachten Vorurteilen klebte, hatte ich förmlich einen Grimm gegen Geistererzählungen. Später bin ich zur Ansicht gelangt, daß gerade das Verwerfen aller derartigen Erscheinungen Aberglaube und eine Art vom spezifischen Blödsinn sei.“ — „Es gibt allerdings mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als euer Schulweisheit sich träumen läßt.“ (Dante.) Das Gebiet der Mystik (d. Uebersinnlich) grenzt nahe an das Gebiet des Aberglaubens. Und so kommt es, daß der eine Aberglaube nennt, was dem andern heilig ist. Und doch liegt der Aberglaube so klar zu Tage, daß man eigentlich staunen muß, daß es Menschen geben kann, denen das Unsinnige dieses Glaubens nicht einleuchtet.

Die Hauptarten des Aberglaubens sollen hier kurz berührt werden:

Scheinkult und falscher Kult können wir als die erste Art des Aberglaubens bezeichnen. Hier handelt es sich um einen Kult, das ist eine Verehrungsweise Gottes oder der Heiligen, so der Lehre oder dem Gebrauch der Kirche zuwider ist. Will jemand Gott oder die Heiligen verehren, durch Handlungen, die dafür bedeutungslos sind, so nennt man das Scheinkult. Einen solchen Scheinkult würde z. B. derjenige treiben, der nicht vor Tagesanbruch beten wollte, oder welcher die Meinung hätte, es müsse das Gebet unbedingt vor angezündeten Kerzen geschehen. Gewiß darf der Christ sich derartiges vornehmen, aber er darf nicht glauben, daß es notwendig oder von ganz besonderer Bedeutung für die Gottesverehrung sei. Indessen werden solche Eigenheiten meistens festgehalten ohne ernste Erkenntnis der Unordnung, und sind dann auch nicht schwer sündhaft.

Schlimmer ist der falsche Kult, der darin besteht, daß jemand Gott verehren will durch Anwendung von Handlungen oder Mitteln, die nicht bloß bedeutungslos, sondern die sogar verwerflich sind, weil sie gegen göttliches oder kirchliches Gesetz verstoßen. z. B. wenn jemand noch jetzt jüdische Gebräuche haben wollte, oder wenn jemand die kirchliche Liturgie durch eigene Erfindung erlesen, oder zur Verehrung der Heiligen Wunder vorgeben würde, die nicht existieren.

Nun kann die Frage aufgeworfen werden: Ist es auch Aberglaube, wenn jemand besonderes Vertrauen hat zu einer bestimmten Anzahl von Gebeten oder hl. Messen, oder zu hl. Messen, die an einem bestimmten Altare gelesen werden? Darauf ist zu antworten: 1. Daß solches niemals eine unfehlbare Sicherheit begründen, etwa wie dieselbe vorhanden ist bei den Sakramenten. 2. Es muß für das besondere Vertrauen ein vernünftiger Grund vorhanden sein. Dieser Grund kann gegeben sein durch den Brauch oder durch die Anordnung der Kirche, z. B. bei den 30 Gregorianischen Messen, oder durch die Beziehung zu einem Geheimnisse oder zu einer frommen Idee, z. B. 5 Vaterunser zu Ehren der hl. fünf Wunden Christi, 3 Vaterunser zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit. Solches ist nicht abergläubisch, sondern zu loben. Ebenso ist es berechtigt, besonderes Vertrauen zu haben zu einer hl. Messe, die an einem Gnadenaltare gelesen wird oder an dem Altare eines Heiligen, zu dem man besonderes Vertrauen hat. Doch darf auch der Nebenumstand nicht höher angeschlagen werden als die hl. Messe selber. Indessen wäre es sicher Unsinn oder Aberglaube, wenn der Priester gerade Johannes heißen müßte und dergleichen.

Wahnbrände! (abergläubisches Verfahren) — ist der Name für eine große Klasse von abergläubischen Handlungen.

gläubischen Dingen. Durch Wahnbräuche verfehlt sich derjenige, der bestimmte natürliche Vorkommnisse oder Handlungen als glück- oder unglückbringend betrachtet, obwohl auf natürlichem Wege ein solcher Zusammenhang nicht möglich ist. Hierher gehören auch die sog. Sympathiemittel, sowie das Gebetsbeten, von dem aber weiter unten noch besonders die Rede sein wird. Sieht jemand bestimmte Zahlen, Tage und zufällige Ereignisse des Alltagslebens als glück- oder unglückbringend an, so hat man hierfür den Namen „eitle Beobachtung“.

Schon der Name „Wahnbräuche“ zeigt, daß hier nicht der sichere kirchliche Glaube herrscht, auch nicht einmal die ruhige Vernunft, sondern daß ein eitler, unbegründeter Wahn das Szepter schwängt. Das Eigentümliche ist, daß der Gebildete oft keineswegs gefeit ist gegen solchen Unsin. Mancher Gebildete, der unter den Tagen der Woche den „Tag des Herrn“ nicht kennt, läßt sich unter keinen Umständen bewegen, am Montage oder Freitage ein wichtiges Geschäft zu unternehmen. Gerade in diesen Kreisen fürchtet man sich am meisten vor dem Eise unter dem Spiegel, vor der Bahl dreizehn bei Tisch und vor der Begegnung mit einem alten Weibe beim ersten Morgengange.

Manche, die im Vollbewußtsein ihrer überlegenen Bildung die biblischen Weissagungen und Wunderheilungen verachten, scheuen sich nicht, bei den Kartenlegerinnen Aufschlüsse über die Zukunft zu kaufen, gegen Uebel und Krankheiten, Schächer, Scharfrichter und Abbecker in Anspruch zu nehmen und deren oft ekelhaften Rezepte zu benutzen. Der Henker der russischen Nihilisten konnte die Stricke der Jarenmörder für teures Geld an Personen von Stand zu Zauberzwecken verkaufen.

Da traf viel eher jener gläubige aber berbe Bauersmann das Richtige: Ihm begegnet eine Frau und will ihm die Zukunft künden. „Warte ein wenig!“ sagt der Bauer und schlägt sich feitswärts in die Büsche. Nach einigen Minuten kommt er mit einem gehörigen Stod zurück und schlägt kräftig auf die Wahrsagerin los. Seufzend ruft diese: „Was hab ich denn Böses getan?“ — „Wenn du die Zukunft wüßtest, müßtest du auch wissen, daß du hier Prügel kriegest.“ —

Die Uebung von Wahnbräuchen ist an sich Torheit. Zugleich ist sie sündhaft gegen das erste Gebot Gottes; denn sie verhöhnt gegen die Gottesberehrung, auch dann, wenn keine Absicht eines Verkehres mit dämonischen Mächten vorliegt. Sie schließt in sich eine Verächtlichmachung der Weltregierung Gottes. Besonders häßlich ist, wenn Gebete und heilige Namen dabei mißbraucht werden. Allerdings wird öfter die Sündhaftigkeit geringer sein aus Mangel an Erkenntnis.

Mag Trug und Wahn auch häuften
Verhinderung der Lust,
Bald flieht in Silberstreifen
Das Nachtgewölbe wie Lust.
Nicht gab dir Gott vergebens
Den Geist des edlern Lebens;
Woh! hier und leuchte, wo er ruht. (Koh.).

Das Marienbild

Da, wo der Weg vom Dorfe her sich kreuzt und steil bergauf geht nach meinem Elternhaus, steht, umgeben von Weinbergen, soweit man sehen kann, ein verwittertes, altersgraues Marienbild. Ein starker Wehenpfehl vom Alter zerissen, die einstmalig geschmigten Ränder rissig und zersplittert. Ein Schutzbach darauf und auf demselben ein mißlachendes Madonnenbild.

Einfach und ehrwürdig steht es da, einsam inmitten der grünen Reben, des ersten Sonnenstrahl des erwachenden Tages grüßt es und der letzte Schein, den der untergehende Sonnenball über den Bergesabhang hinabwirft, ehe er hinter den Bergen verschwindet, zaubert einen goldenen Strahlenglanz um das Haupt der lächelnden Gottesmutter. Lange, lange wohl steht es schon da, solange sich das älteste Leute bestimmen können. Es stand schon so altersgrau da, als ich noch ganz klein war und Mutter mich auf den Arm nehmen mußte, wollte ich die unterwegs gepflückten Blüthen der Muttergottes selbst in den Schatz legen, es stand da, als ich mit meinen Brüdern später täglich an ihm vorbei zur Schule ging und es hat sich auch heute noch nicht verändert, grüßt es doch heute noch so wie damals, geht man den Weg hinauf.

Warum es gerade hier steht, von wem und aus welchem Anlaß es errichtet wurde, weiß Niemand mehr. Es ist eben unser Marienbild, wie es die Landleute meines Heimatdorfes nennen. Sie alle kennen es und wohl jeder, der den Berg hinaufsteigt, bleibt unwillkürlich einen Augenblick bei ihm stehen.

Immer findet man ein Zeichen der Verehrung für die Gottesmutter. Feld- und Wiesenblumen, ein blühender Zweig, wilde Rosen je nach der Jahreszeit. An Feste der drei Heiligen aber, wenn die Wittproressionen durch die Fluren ziehen, dann prangt auch unser Marienbild im schönsten Schmucke und dann knien mit dem Pfarrer die Gläubigen der Gemeinde alle bei ihm und erbitten den Segen der Madonna für die fruchtbaren Fluren ringsum.

Und wahrlich, sie beten nicht sonst um den Segen — reichlich, fast überreichlich, wird ihre Bitte oft belohnt.

Aber auch eine Stätte des Trostes ist oft das einsame Marienbild. Eine Frau mit einem Jungen kommt vorbei. Die Frau trägt ein schweres Bündel Gras mit sich. Es ist eine arme Witwe aus dem Dorfe unten, deren Mann vor Jahren im Steinbruch darüber verunglückt ist und die ihre vier kleinen Kinder mühselig selbst ernähren muß. In der Wegeskreuzung bei dem Bildstock bleibt sie stehen und legt ihre Last nieder.

„Ist müd, Mutter — geht?“ meint ihr Junge. „Warte nur bis ich groß bin, dann arbeite ich für dich, dann brauchst du es nicht mehr.“

Ein glückliches Lächeln huscht um die verhärmten Lippen der Frau, ihre verarbeitete Hand streicht leise durch das blonde Haar ihres Kindes und ein Dankesblick heftet auf dem sanftlachenden Madonnenantlitz, das wie segnend auf Beide niederschaut, dann geht sie weiter. — So kann das Gnadenbild jedem etwas geben. Und sei es nur ein Lichtblick in trübten Stunden, eine Aufmunterung auf den Weg.

Künet der „Engel des Herrn“ vom Dorfe herüber, dann fallen sich die Hände der hier draußen Arbeitenden und jedes Auge wendet sich dem weithin sichtbaren Marienbilde zu.

Wie oft habe ich als Kind mit meinen Brüdern hier gesessen auf den Steinen zu Füßen des Bildes. Immer war es dasselbe und uns doch immer wieder neu. Wie wurden wir müde, es anzusehen.

Es bewacht die Arbeit, segnet die Fluren ringsum und schützt sie vor Angewitter, es beschützt die Unglücksfälle, die hier auf den abschüssigen steinigen Wegen nicht selten sind. So sagen die Landleute ringsum und glauben fest daran.

Da muß ich immer wieder an jenen Wintertag denken, an dem meine Brüder und ich mit unserer

Schlitten bergab sausten, solange, bis ich, nicht so gewandt als die groben Jungen, kopfüber wider die Steine vor dem Marienbild geschleudert wurde. Und als ich wieder aufwachte, sehe ich das erschreckte Gesicht der Mutter über mir, die immer wieder fragte, wo es mir weh tue, die immer nicht glauben konnte, daß außer einer großen Beule am Kopf und heftigen Kopfschmerzen, nichts weiter passiert sei. Als ich einige Zeit danach wieder zur Schule konnte und Vater denselben Weg mit mir nach dem Dorfe ging, da blieb er bei dem Bilde stehen und sagte mit erstem Schrecken zu mir: „Nun talte häßlich deine Hände und danke es der Gottesmutter, daß du heute so vor ihrem Bilde hier stehen kannst. Hätte sie dich nicht so gnädig beschützt, so könnten deine Mutter und ich dich jetzt da draußen finden, wo die vielen Kreuze stehen.“ Damit deutete er nach dem fernem Friedhof hin. „Danke es ihr, und vergiß es nie.“

Heute noch, nach langen, langen Jahren, höre ich seine eindringlichen Worte, sehe ich es leuchtend in seinem Augen blitzen und fühle die ermahnende Hand, die sich auf meine Schulter legte. So oft ich noch den Weg vorbeinnehme, immer wieder muß ich daran denken. So auch heute.

Vor mir fährt ein Fuhrwerk bergauf. Schnauhend ziehen die beiden Pferde ihre Last, und langsam geht der Landmann neben seinen Tieren. Bei der Wegeskreuzung bleiben die Tiere ohne Anforderung stehen. Gewohnheitsgemäß greift die braune Hand des Landmannes nach seinem Hut, krumm grünen seine Augen das lichte Madonnenbild, dann ruft er seinen Tieren zu und langsam und willig gehen sie weiter. Langsam sehe ich ihm nach. Gibt es etwas Schöneres, als diesen stillen Gruß des schlichten Landmannes?

Auch meines lieben Bruders muß ich denken, der mir oft von den blutigen Schlachtfeldern Nordens schrieb. „Hier gibt es auch so alte schöne Madonnenbilder — einsam im Felde, denke dir — ganz so wie bei uns zu Haus. Und heute, wo auch ihn die kalte Erde da draußen deckt, liegen meine Gedanken auch zu ihm hin. Ihm haben die Getreuen seines Bataillons auch ein Kreuz auf sein einsames Grab gesetzt und mir ist so, als müßte es so aussehen wie hier unser Muttergottesbild bei meinem Vaterhaus, das er so sehr geliebt hat und es nie mehr wiedersehen sollte.“

Wenn mich dann draußten in der Welt Leid und Heimweh schütteln, dann sehe ich im Geiste meinen sonnenüberlachten Bergeshang mit seinen grünen Reben an den steilen Hängen, im Hintergrund mein Elternhaus und am Wegesrand das stille, Trost und Mut zuschickende sanfte Marienbild.

Wiesbaden.

Schw. Bettina.

Jean vom Pappestein

Eine Westervaldgeschichte von Jakob Schönbberger

Fortsetzung

„Do hoste Recht! Un och noch en Vieferung von Korn in den Johre, wenn dau bei Militär beß. Ich höre Tritt of dem Weg.“

„Dot es da Storm un da Reen.“

Kaum hatte er ausgesprochen, da wurde ans Fenster geklopft und zugleich hörte man auch die Stimme des Bauern: „Nach noch mol of!“

Während Jean die Türe öffnete und die beiden hereinliefen, verschwindet die Mutter in der Kammer.

Als sich die Beiden gesetzt hatten, beginnt der Bauer: „Ich hon mir die Sach noch emol überloogt. Dau falls die 1500 Gulde hon.“

„Et es jo en klao Vermöge.“

„Ich hon Euch jo ebe schon gesocht, doßter von es et net.“

„Net! Dot wells Dau dann hon?“

„2000 Gulde.“

„2000 Gulde! Neel neel! Dot es jo vill.“

„Komme, Jussepp! Dann wolle mir heimzieh'n. Jean, Dau dais unser ganz Vermöge numme.“

Da lacht Jean so laut auf, daß sich die beiden ganz betroffen umwenden, die schon auf dem Wege zur Türe waren, und erklärt: „Dot Leuwe eines Vessungen es och noch ebbes wert. Ich kann Euch soon: Ihr braucht mir in der Sach net mie ze kumme. Inse es Schluß!“

„Kannste dann net noch ebbes ertumme gieh'n?“

„Kaane rare Beller. Ich denke, mir hon genug dorieber geschwätzt. Ich well och schloose gieh'n.“

„Dau falls och 2000 Gulde hon.“

„Un noch ebbes. Sechs Johr lang müßt Ihr meiner Name det Korn fier et Brut liwere.“

„Doch dot fallste hon. Ich ziehn jo Korn genug.“

„Un noch ebbes. Der Bericht muß dot schriftlich gemacht werde.“

„Worem dot dann? Hälste mech net fier ehrlich? Dos Jussepp es doch Zeuge.“

„Ihr sollt mech später net auslache. Als Ihr mech dumols ohne Grund beschimpft, mei gutes Recht mit Fasse tratet, es mir zum Bewußtsein gekomme, det Ihr winnig Respekt hot fier dot Recht anderer Mensche. Do muß mer sech beizeite viesehn.“

Bähneknirschend mußte Eschenbrenner diese Kritik anhören und durfte kein Wort erwidern.

Beide entfernten sich darauf. Sie brachten beim Abschiede kaum das „Gute Nacht“ heraus.

Nach acht Tagen war aber die Sache schon erledigt und zwar in der von Jean angegebenen und gewünschten Weise. Außer der hohen Entschädigung, die Eschenbrenner zu entrichten hatte, bedeutete doch die Art und Weise der Erledigung der Angelegenheit eine schwere Demütigung für den Bauer. Er glaubte ganz bestimmt, das sei die Quittung für die damalige Beschimpfung. In seinem Herzen hatte sich inselgedessen ein Nachgefühl festgesetzt, vor dem ihm selbst graute.

Am 1. Oktober trat nun Jean in Diez beim Militär ein. Seine Mutter wollte ihn bis Dort hin begleiten. Grill hatte ihm einen guten Ruck gegeben und ihn den Abend vorher persönlich überbracht. Als Jean an dem betreffenden Tage des Morgens früh mit seiner Mutter an dem Gehöft Eschenbrenners vorbei kam, hatten sich die beiden Männer an dem Eingang zu demselben aufgestellt und riefen ihm höhnisch grinsend zu: „Will Bergnüge!“ Er würdigte sie kaum eines Blickes und ließ ihre Bosheit unerwidert. Da-

gegen rief er der Gritt, die an der Haustüre stand, ein fröhliches „Auf Wiedersehen!“ zu. Der Dieb sah. Der Alte war freidebleich geworden. Jean überwand die ersten Schwierigkeiten der militärischen Übungen spielend, da er dazu die nötigen Vorbedingungen besaß. Er war körperlich äußerst geschmeidig und gewandt und geistig hervorragend begabt und dabei für jede Lage anpassungsfähig. Ihm wurde daher das Militärleben bis zu einem gewissen Grade ein Genuß, das den meisten eine Qual war. Auch ein Bauernjunge aus Weidenhahn war mit ihm eingetreten namens Peter Eulenburg, ein starker Fölsel und ein beschränkter Mensch, dem die Militärzeit zu einer Hölle wurde. Des Abends schlich er zu Jean und klagte ihm unter Schluchzen sein bitteres Leid. Jean suchte ihn zu trösten, so gut er konnte. Er wußte auch den Feldwebel zu bewegen, daß der Peter in seine Korporalschaft versetzt wurde. Dadurch war er in der Lage, dessen hartes Los etwas zu mildern, obwohl er gerade diese Milde von seiner Seite nicht verdient hatte. Durch eine lange Krankheit des alten Demaire, des Vaters von Jean, war die Familie in große Not geraten, sodaß er manchmal von Haus zu Haus betteln gehen mußte. Heute noch überkam ihn das Grauen, wenn er daran dachte, was er damals seelisch durchgemacht hatte. Man ließ ihn bei diesen Gängen den ganzen Jammer eines Mitleid heischenden Menschen durchkosten. Auf der Straße war er der Rohheit der Jugend förmlich preisgegeben. Einer seiner schlimmsten Verfolger war eben dieser Peter gewesen. Er war als gutmütiger Fölsel immer nur das Opfer der Aufreizung der anderen geworden, die meistens zu feige waren; denn, wenn dem Jean schließlich ob dieser Drangsalierungen doch auch einmal die Balle überlief, dann bekam der eifrigste von ihnen seine kräftigen Fäuste zu fühlen. Zu diesen gehörte auch der Peter Eulenburg, da er sich in seiner dummbrüsten Art gewöhnlich zu weit vorgewagt hatte.

Jetzt erinnerte sich der Peter wieder der gemeinen Anrempelungen, die er sich dem Jean gegenüber hatte zuschulden kommen lassen. „So, Jean, verzeiht mir doch, daß ich dich so in die Not gezwungen habe. Du bist ein guter Mensch, du hast mich so oft geholfen.“

„Die Quittung hast du dir ja pünktlich ausgestellt. Du kennst doch den Sprichwort: Wo der Esel danzt, da muß er auch den Kopf senken.“

„Ich war doch ein Esel, das hast du mir ja oft gesagt.“

„Et es got, Bitter! Puh dir die Knöpp om Rock en beche! Dann gieh mir ebbs en dā Stadt; da greeß du annern Gedanken.“

Im Frühjahr, um Ostern herum, erhielt Jean seinen ersten Urlaub. Einen so schmutzen Soldaten hatte Weidenhahn wohl noch nie gesehen. Man geizte auch nicht mit der Anerkennung. Die Reichsten im Dorf wollten ihn, wenn auch widerwillig, den Tribut der Bewunderung. Nur bei den beiden Eschenbrenner ließen Reiz und Haß eine solche Stimmung nicht aufkommen. Sie würdigten ihn keines Blickes. Dafür begrüßte ihn Gritt, als sie ihn Ostersonntag nach dem Dothanke an der Kirche traf, umso herzlich. Freude und Stolz leuchteten aus ihren Augen, als sie mit ihm durchs Dorf schritt und ihn noch eine Strecke Weges nach dem Bappestein hin begleitete. Sie kamen in einen recht herrlichen Blanderton hinein. Als sie Abschied nahm, sagte sie zu ihm: „Jean, es hat dich sehr enloore zum Kaffi hier dā Nummedag, aber es hat dich Angst, et kinn Streit geve.“

„Gritt, et es mer genug, det du mer got best. Dā das du dā annern kann es triehn.“

Der Weg zum Bappestein lag hoch und konnte von jedem Teile des Dorfes aus gesehen werden. Man sah bewundernd, aber auch manch neidischer Blick folgte dem schönen Baare. Hinter seinem Gehöfte stand der alte Eschenbrenner mit seinem Sohne. Auch er beobachtete das Paar, aber mit Haß in dem wutverzerrten Gesicht. Er raunte seinem Sohne ins Ohr: „Dot schien Weib hot dā Lumpesack oos asfneppot, inse mecht dā och noch gern oos Grittche honn. Dot geseel dem Bessung, wenn dā och noch su dā reich Wädeche honn kinn. Mir wie wolle dorüber nohdente, wie mer den kaltselle kunn.“

„So, dot wolle mer.“

Für Jean war der letzte Urlaubstag gekommen. Den andern Tag wollte er in aller Frühe nach Diez ausbrechen. Nach dem Abendessen machte er noch einen Abschiedsbesuch bei einem Freunde im Dorfe. Es war zehn Uhr geworden, als er sich auf den Heimweg begab. Sein Weg führte ihn an dem Gehöft des Eschenbrenner vorbei. An der Türe steht noch die Gritt, die er vom Tore aus gut erkennen kann, da es bei sternklarem Himmel und Vollmond fast taghell war. Kurz entschlossen, probiert er, ob das Tor noch offen ist. Er erschrickt fast über seine Kühnheit, als das Tor dem Druck der Hand nachgibt und sich öffnet. Gritt hat ihn sofort bemerkt und eilt ihm freudig entgegen.

„Gut Omend, Gritt!“

„Gut Omend, Jean!“

„Ihr hot so noch det Dor of!“

„Mei Babbe es ausgange; dā es noch net do!“

„Ustermonig hon es doch bei der Tanzmusik gesucht; es kinn doch aver net sinne.“

„Es hon deham gefähe un hon Träbsal gebloose of Note.“

„Wors du dann frant?“

„Ach nee! Seit Ustermonig wor schlecht Wetter hei bei wos. Mei Babbe un wos Jussepp hatte wos wa sesamme nom Bappestein gieh sehn. Die zwie Kerle hatte immer oosom Dous gestanne.“

Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten

Es gleicht einem großen König
Der Herr vom ewigen Himmelreich;
Als Knecht und Schuldner sind ihm fröhlich
Die Menschenkinder all' zugleich.

Wir schulden Zahlung ihm als Mieter
Und häuten täglich Schuld auf Schuld.
Doch er, der gütige Gebieter,
Sieht zu mit Langmut und Geduld.

Und wenn wir, noch so schwer beladen,
Die Schuld bekennend vor ihm knien,
Erläßt er uns die Schuld in Gnaden
Dah wir beglückt von dannen ziehn.

Doch weh! wer seinen Knechtsbrüder
Nicht auch von Herzen will verzeihn!
Er wird von Gottes Rerkerhütern
Gedracht zum Ort der ewigen Pein.

Herr Jesu! lehr' und schenk' uns Allen
Die Liebe und Barmherzigkeit,
Die Schlüssel zu des Himmels Hallen,
Die du geprieien jeder Zeit!

(„Das kath. Kirchenjahr.“) (Schmidt.)

„Seitdem ich Entleher hier Cure Jussepp worre sein, kunn mer die zwie gor net mie leire.“

„So, dot es richtig. Dot wille Weib dosier ärgert se. Wenn du dot hier 100 Gulde gedon hätts, dann wärs dā en Leier Kerl bei denne. Su aber hasse se doch. Nimm dich in acht hier ihne; die hon nix gotes im Scheld gegen dich.“

„Su en das es doch zum Lache.“

„Sei mol still! Do kinnst kaner iver dā Stroß. So, es kann et sehn, et es mer Babbe. Zum Dor enaus kunnste net mie, dā lāsste inn grob ennet Maul errenn.“

„Es glich grob aus zum Dor enaus.“

„Um Gotteswille! Denk och on mecht!“

Er ließ sich von ihr ins Haus hineinziehen. Dann ging es der Treppe hinauf. Als sie oben waren, schloß Gritt ein Zimmer auf, schob ihn rasch hinein und flüsterte ihm zu: „Bei bleib, bes es wirrer kumme!“ Dann zog sie die Türe leise zu, verriegelte sie und zog den Schlüssel ab.

Jean kam sich in dieser Rolle etwas unwohl vor. Am liebsten hätte er die Türe aus den Angeln gehoben und wäre davon geeilt. Nur die Rücksicht auf Gritt hielt ihn vor einem solchen Gewaltstreich zurück.

Das Zimmer, in dem er sich befand, war der herrschaftliche Raum im Hause. In einer Ecke stand ein Schrank aus Kirschbaumholz, in wel-

chem der Vater sein Geld und seine Wertpapiere aufbewahrte.

Als Eschenbrenner ins Haus getreten war, rief er seiner Tochter zu: „Gritt, wo hoste denn Deine Besuch hingebrocht?“

„Besuch! Es waach von kaanem Besuch.“

Der sichere und bestimmte Ton in ihrer Antwort verblüffte ihn.

„Es glaabte ganz secher, et hätt einer bei Dir gestanne.“

„Ihr hot geträumt!“ rief sie und lachte, was sie konnte.

Diese Heiterkeit verwirrte ihn vollständig.

„So, es glawe och, et wor en Schatte.“ Ueberzeugt war er von dieser letzten Annahme durchaus nicht. Er brach die Unterhaltung ab. Das Mißtrauen wollte aber nicht weichen. Als er sich zu Bett gelegt hatte, floß ihm der Schlaf, was selten vorkam. Immer wieder kam es ihm vor, als gehe jemand oben in der guten Stube herum. Auf einmal hört er Schritte hinter dem Hause. Dann ist es wieder eine Zeitlang still. Jetzt kann er aber deutlich wahrnehmen, daß im Hause und zwar an der Hinterseite ein Fenster geöffnet wird. Da duldet es ihn aber nicht mehr länger im Bette. Er springt ans Fenster, das auch an der Hinterseite des Hauses ist, reißt es rasch auf und sieht in den vom Mondlicht erleuchteten Garten. Etwas Verdächtiges kann er nicht entdecken. Nach einigen Minuten gewahrt er ungefähr zwei Meter von seinem Fenster entfernt eine Leiter, die an die Wand gelehnt ist und mit der Spitze bis an ein Fenster des guten Zimmers reicht. Starr vor Entsetzen wird er aber, als er sieht, daß sich eben ein Mann aus dem Fenster schwingt und der Leiter herunterkommt.

Er ist so in dem Banne dieses Ereignisses, daß er nicht imstande ist, einen Laut herauszubringen. Als der nächtliche Besucher unten angekommen ist und er in demselben den Jean erkennt, da löst sich seine Zunge zu einer gräßlichen Verwünschung: „Wärs du onduche Deer doch mit der Vater ingefalle un hätts dā Hals gebroche.“

Damit ist Jean in aller Ruhe an den Bauer herangetreten und erklärt ihm das Vorkommnis kurz mit dem Tabe: „Es sein ehrlich errenn gefähet wore, un och wirrer of ehrliche Weise erraus geloose wore. Gut Omend!“

Der Bauer hatte sich, als Jean in so bedrohliche Nähe gekommen war, in seiner feigen Weise rasch vom Fenster weg in die Mitte des Zimmers gerettet. Die kurze Standrede war aber so laut und deutlich gehalten worden, daß er sie auch im Zimmer verstehen konnte.

Seine Frau ist durch das rasche Aufsteigen des Fensters wach geworden und hat die Auseinandersetzung gehört und begriffen. Daher springt sie sofort aus dem Bett, schließt die Türe ab und legt den Schlüssel unter ihr Kopfkissen.

Nun reißt er wie wild an der Türe und kann sie nicht aufbekommen. Da lärmt und schreit er: „Alles es behergt. Der Deiwel es geve mecht.“

Seine Frau hat sich im Bette aufgesetzt und sieht diesem Toben in aller Gemütsruhe zu. Als er nun ratlos dasteht, sagt sie: „Du host zwie Deiwel im Leiw; dā kaane es verricht und dā ammere es feige. Es hon dā Schlüssel von dā Dier. Die bleibt so, bes et mir gefäht, se osjemache.“

„Dann springe es zum Fenster enaus!“

„Spring, wohin du wells. Mach net, det du dem Jean en dā Fingere geräts!“

Die letzte Bemerkung schien Eindruck auf ihn gemacht zu haben; denn nach einiger Zeit schloß er das Fenster wieder und legte sich still zu Bett.

Nachdem Gritt den Jean ins Zimmer gebracht und längere Zeit gewartet hatte, bis nichts mehr zu fürchten war, hielt sie es doch nicht für geraten, ihn durchs Haus zurückzuführen zu lassen, sondern sie kam auf den Einfall, ihn auf diese Weise aus dem Hause zu lassen. Kurz entschlossen, holte sie die lange Leiter aus dem Schuppen und stellte sie an der Seite des Hauses auf. Nur ihre außerordentliche Körperkraft befähigte sie zu dieser Leistung. Als sie die Arbeit getan hatte, blieb sie hinter einem dicken Baumstamme im Garten stehen, um zu sehen, ob ihr Anschlag glückte. Sie war fast starr vor Schrecken geworden, als sie nun so Zeuge dieses verheerenden Ausbruchs wurde. Sie fand nicht mehr den Mut, dem rasch Davoneilenden ein Lebewohl zuzurufen.

(Fortsetzung folgt.)